

Redaktion
Dresden-Neustadt
N. Meißner Gasse 4.

Die Zeitung erscheint
Dienstag,
Donnerstag und
Sonntag
früh.

Abonnements-
Preis:
vierteljährlich M. 1,50.

Zu beziehen durch
die hiesigen Post-
anstalten und durch
andere Boten.
Bei freier Lieferung
ist Hausgebühr die
Post noch eine We-
nig von 25 Pfg.

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Alstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Charandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Hermann Müller in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Mittwoch u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
die 1. Spalte 15 Pfg.
Unter Eingangs:
30 Pfg.

Inseraten-
Kundenschriften:
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidentank,
Dankenstein & Bogler,
Rudolf Wölfe,
W. L. Daube & Co.
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a/M.
u. s. w.

Nr. 119.

Sonntag, den 8. Oktober 1887.

49. Jahrgang.

Politische Weltanschauung.

Deutsches Reich. Der italienische Ministerpräsident Crispi hat in Frankfurt a. M., woselbst er sich auf seiner Rückreise nach Rom einige Stunden aufhielt, einem Mitarbeiter der „Frankfurter Ztg.“ eine Unterredung gewährt, über welche das genannte Blatt folgendermaßen berichtet: Auf die Andeutung unseres Mitarbeiters, daß die Zeitungen sich in zahlreichen Vermuthungen über die Motive der Reise des Ministers nach Friedrichsruh ergingen und daß namentlich im Gegensatz zu der „Riforma“, die man als Organ der italienischen Regierung zu betrachten gewohnt sei, vielfach behauptet werde, er, der Minister, habe aus eigenem Antriebe dem deutschen Reichskanzler einen Besuch abgestattet, erwiederte Crispi, es könne nicht auffallen, daß er in persönlichen und direkten Verkehr mit dem Fürsten Bismarck trete. Er sei mit demselben seit vielen Jahren befreundet und nehme gern die Gelegenheit wahr, sich mit ihm über allgemeine Fragen auszusprechen. In diesem speziellen Falle habe er sich aber auf direkten Wunsch des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh begeben. Auf die Bemerkung des Journalisten, seitens der französischen Presse werde mit großer Bestimmtheit behauptet, der deutsche Reichskanzler sei demütigt, eine Versöhnung zwischen dem Papste und der italienischen Regierung herbeizuführen und habe zu diesem Zwecke ihn (Crispi) zu sich berufen, entgegnete dieser: „Wie kann man nur so etwas glauben! Unser Verhältnis zum Vatikan ist eine innere italienische Angelegenheit, in welche sich einzumischen wir Niemandem gestatten werden. Der Papst lebt unter unseren Gesetzen, wie ein italienischer Bürger und wir sind durchaus nicht gewillt, das vertragsmäßig geregelte Verhältnis, in welchem die Regierung zur Kurie steht und bei dem beide Theile sich ganz wohl befinden, zu ändern. Fürst Bismarck weiß dies auch sehr wohl. Es ist seine Sache überhaupt nicht, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten zu mischen und am Allerwenigsten wird er dies betreffs der sogenannten römischen Frage thun. Als ich in Friedrichsruh eintraf, habe ich gleich im Beginne meiner Unterredung mit dem Kanzler dessen Aufmerksamkeit auf jene Behauptung der französischen Blätter gelenkt. Der Kanzler lachte nicht wenig über diese unsinnige „Konjekturen-macherei“ und meinte, von solchen Dingen könne doch wahrlich zwischen ihm und mir nicht die Rede sein.“ Der Berichterstatter erlaubte sich alsdann die weitere Frage, ob denn nicht die allgemeine politische Lage Gegenstand der Besprechungen in Friedrichsruh gewesen sei. „Italien will“ — so erwiederte Crispi — „nichts Anderes als die Aufrechterhaltung des Friedens und

des europäischen Gleichgewichtes. Zu diesem Zwecke haben wir uns der deutsch-österreichischen Allianz angeschlossen und sind bestrebt, auch unseren Theil redlich dazu beizutragen, daß große internationale Konflikte vermieden werden.“ „Glauben Sie, Herr Minister“, — so fragte der Journalist weiter — „daß die in Italien gehegte Besorgniß betreffs einer möglichen Festsetzung Rußlands auf der Balkan-Halbinsel begründet ist?“ — „Rag dem sein, wie ihm wolle“, — erwiederte Crispi — „auf jeden Fall hat Italien, wie sämtliche Staaten Europas, allen Grund, ein Vordringen Rußlands bis Konstantinopel zu fürchten. Wir können nicht zugeben, daß das mittelländische Meer ein russischer See wird. Was unsere Sympathien für das Bulgarenvolk und seine Unabhängigkeit betrifft, so seien Sie versichert, daß die Italiener nicht nur dieser Nation, sondern allen Völkern ein frohliches Gedeihen wünschen. Es liegt dies in dem Charakter eines freien Volkes, wie wir es sind.“ Hiermit hatte die hochinteressante Unterredung ihr Ende erreicht.

In einem an den Bundesrath gerichteten Schreiben weist der Reichskanzler darauf hin, daß die Kolonial-Regierung von Victoria beschlossen hat, im Jahre 1888 zur Feier des hundertsten Jahres der Gründung der ältesten Kolonie Australiens, Neu-Süd-Wales, eine internationale Ausstellung in Melbourne zu veranstalten. Diese Ausstellung, welche am 1. August 1888 eröffnet und am 31. Januar 1889 geschlossen werden soll, wird neben dem gesammten Gebiete der Industrie und der Landwirtschaft auch die bildenden Künste umfassen. Die Regierung von Victoria — so heißt es in dem Schreiben des Kanzlers weiter — hat nun der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß seitens der deutschen Aussteller eine rege Theilnahme an dem Unternehmen stattfinden werde und in der That scheint man in den gewerblichen Kreisen Deutschlands der Ausstellung ein lebhaftes Interesse entgegenzubringen. Auch hat der Centralverein für Handels-Geographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande in einer am 15. April d. J. abgehaltenen Hauptversammlung die Angelegenheit einer Erörterung unterzogen und dabei eine Resolution gefaßt, in welcher dem Wunsche Ausdruck gegeben wird, es möge eine wirksame materielle Unterstützung der deutschen Aussteller, sowie die Entsendung eines Ausstellungskommissars von Seiten der Reichsregierung erfolgen. Dieser Resolution hat sich, abgesehen von zahlreichen Gewerbetreibenden, auch ein Theil der Handels- und Gewerbekammern in Deutschland angeschlossen. Zur Begründung obigen Wunsches wird darauf hingewiesen, daß durch Besichtigung der Ausstellungen in Sidney und Melbourne in den Jahren 1879

und 1881 dem deutschen Gewerbe und Handel namhafte Vortheile erwachsen seien. Seitdem habe sich unser dortiges Absatzgebiet beständig erweitert. Bei den Anstrengungen, welche seitens anderer Nationen für die nächstjährige Ausstellung in Melbourne gemacht würden, stehe zu befürchten, daß ein Theil unserer seitherigen Erwerbungen verloren gehen werde, wenn die deutsche Industrie jetzt zurückstehe. Bester sei aber ein angemessenes Auftreten nur dann möglich, wenn ihr von Seiten des Reiches in ähnlicher Weise Unterstützung zu Theil werde, wie dies bei den früheren australischen Ausstellungen der Fall gewesen wäre. — Wenn nun auch — so schließt Fürst Bismarck sein Schreiben — ein sicherer Anhalt dafür, in welchem Umfange eine Theilnahme deutscher Aussteller zu erwarten ist, zur Zeit noch fehlt, so wird doch mit Rücksicht darauf, daß der Termin zur Anmeldung für die Melbourne Ausstellung bereits am 31. Oktober d. J. abläuft, schon jetzt eine Entscheidung darüber zu treffen sein, ob jener aus den beteiligten Kreisen hervorgegangenen Anregung Folge gegeben werden soll.

Mit Bezug auf den Termin der Einberufung des Reichstages und des preussischen Landtages wird von offiziöser Seite bemerkt: Die Vorbereitung des Reichshaushaltsetats ist, ohne daß es dazu besonderer Beschleunigung der Arbeiten seitens des Reichshausamtes bedurft hätte, wie alljährlich, so auch in diesem Jahre so weit vorgeschritten, daß, selbst wenn der Reichstag vor der zweiten Hälfte des Novembers einberufen werden sollte, demselben trotzdem alsbald der Etatsentwurf vorgelegt werden könnte. Was dagegen die Einberufung des preussischen Landtages betrifft, so dürfte dieselbe erst im Januar des nächsten Jahres erfolgen.

Am Mittwoch ist auf seinem Gute Moholz in Schlesien der aus den Kriegen 1866 und 1870/71 rühmlichst bekannte preussische General Ewald v. Kirchbach im 78. Lebensjahre gestorben.

Zur Sprachenfrage in den Reichslanden schreibt man von dort: „Die Regierung hat es sich in Elsaß-Lothringen bekanntlich gleich in den ersten Jahren nach dem Kriege angelegen sein lassen, der deutschen Sprache auch in den Schulen des französischen Sprachgebietes Eingang zu verschaffen. Naturgemäß konnten jedoch die im ersten Jahrzehnte erzielten Erfolge nur sehr bescheidene sein, da es an einem geeigneten Lehrpersonal fehlte. Inzwischen sind nun aber die aus französischen Zeiten übernommenen, des Deutschen nicht mächtigen Lehrer pensionirt und durch jungen deutschen Nachwuchs ersetzt worden. Nachdem somit die dortigen Schulverhältnisse einen normalen Charakter angenommen haben, ist auch ein neuer Lehrplan für den deutschen Unterricht in den Schulen des französischen

Feuilleton.

Der verhängnißvolle Brief.

Mitgetheilt von Jenny Piorkowska.

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Eines Tages brachte ihm Frau Hasselbeck ein Buch als besonders interessant.

„Ein verheißenes Leben“, las Brenten und dachte dabei seufzend, „mehr als das meine kann es wohl kaum verheißt sein.“

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und las. „Wie gefällt Ihnen das Buch?“ fragte Frau Hasselbeck, als sie nach längerer Zeit kam, einmal nach ihrem Gaste zu sehen und denselben in den Roman vertieft fand.

„Sehr gut“, antwortete Brenten „und seltsam, ich finde soviel bekannte Worte und Gedanken darin, daß mir ist, als müßte ich es schon einmal gelesen haben und doch ist das Buch erst kürzlich erschienen, wie ich sehe.“

Als Frau Hasselbeck nach fast einer Stunde wieder in das Zimmer kam, war eine seltsame Veränderung mit Brenten vorgegangen; sein Gesicht war fieberhaft geröthet, seine Augen leuchteten, sein ganzer Körper zitterte vor Aufregung und seine Wirthin glaubte sogar Spuren von Thränen auf seinen Backen zu sehen.

„Frau Hasselbeck“, rief er der Eintretenden entgegen, „wann glauben Sie, werde ich zu reisen fähig sein? Ich muß nach Dessau zurück, morgen, — spätestens übermorgen!“

„Was ist denn für ein Geist über Sie gekommen?“ versetzte diese, über seine Ungeduld lachend.

„Ich muß fort!“ rief er, „mein Glück, mein ganzes Leben hängt davon ab!“

Was hatte diese plötzliche Wandlung verursacht? Etwas sehr Einfaches. Das Buch, das sein Interesse in so hohem Maße gefesselt hatte, war eine spannende, gut und gewandt erzählte Geschichte. Die Heldin, ein schönes, eigenartiges, verwöhntes Mädchen, hatte sich von verletzter Eitelkeit verleiten lassen, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen, um sich an dem, den sie liebte, zu rächen. Dann folgten Kummer und Reue, sie sah ihn wieder und dieses Wiedersehen führte sie von Neuem in Versuchung; einem jeden Leser mußte bei der Fortsetzung der Erzählung fast der Athem stocken, was aber Brenten starr vor Erstaunen machte, waren nur wenige Zeilen. Die Heldin hatte den Geliebten wiedergesehen, er hatte seinen Gefühlen Ausdruck gegeben und sie hatte ihn angehört, dann aber kam die Reue über sie; sie schrieb ihm, um ihn zu bitten, daß er von ihr gehe und sie ihn niemals wieder sähe.

In der Mitte des Briefes hieß es:

„Ich weiß, wie unrecht es von mir ist, zu schreiben — ein Unrecht läßt sich nicht mit einem anderen entschuldigen. Was ich gethan, ist ein Fehltritt für's ganze Leben — ich habe ohne Liebe geheirathet und muß nun die Folgen meiner eigenen Handlungsweise tragen. Ich will, ich darf Dich nicht wiedersehen. Ich kann ohne Liebe leben und will mein Unrecht nicht noch vergrößern und das thäte ich, wenn ich Dich wieder sähe und Dir Gehör schenkte.“

Beim Lesen dieser Zeilen war Brenten das Buch

aus der Hand gesunken und er mußte sich erst besinnen, ob er nicht träume und von Sinnen sei. Dann las er dieselbe Stelle noch einmal; es war Wort für Wort genau der Brief, um deswillen er Marianne fast gesucht hätte.

Und da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, daß sie das Buch geschrieben hatte und daß der verhängnißvolle Brief nichts weiter war, als das Blatt von einem Manuskript. Nun war ihm mit einem Male Alles klar. Ja, sie hatte ihn getöuscht, wie sie auch offen zugestanden hatte; aber wie geringfügig war diese Schuld im Vergleich zu dem Unrechte, dessen er sie verdächtigt hatte. Jetzt verstand er auch, was sie damit gemeint hatte, als sie ihm versicherte, sie wolle es niemals wieder thun. Keine arme, kleine, unschuldige Marianne; er hätte sich selbst seiner blinden Wuth, seiner sinnlosen Eifersucht halber hassen mögen!

„Ich hätte das wissen müssen, daß sie keines wirklichen Betrugs fähig ist“, wiederholte er sich immer und immer wieder.

Reue und Gewissensbisse quälten ihn so, daß er kaum noch die zwei Tage Aufschub ertrug, welche der Arzt ihm unbedingt auferlegt hatte.

Endlich dankte er seinen gütigen Freunden für ihre aufopfernde Pflege und Fürsorge und fuhr mit vor Aufregung bang klopfendem Herzen gen Dessau.

Jetzt war es nicht an ihm, zu vergeben. Er war der Schuldige, er hatte an seiner edlen, sanften, liebenden Gattin gesündigt.

Nie wird Brenten jene Fahrt vergessen, nie die Angst, die Freude, die Hoffnung und Erwartung, die ihn abwechselnd besetzten. Wußte er doch nicht einmal,